

(Nachdruck verboten.)

41] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Die schöne Gabriele nahm an der laxen Moral des ungenannten Dichters keinen Anstoß, obgleich sie das Blatt mit einer fast heftigen Geberde weg warf. Es erinnerte sie an Mag Eberhard, den sie trotz ihrer verführerischen Reize nicht bezwungen hatte. Die Wunde brannte noch immer. Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen, jedoch nicht, um von ihrer Liebe zu träumen. Was nützte ihr in dem kleinen Rothenburg, wo ihr alles fehlgeschlug und sie verletzete, ihre Schönheit, die sie für einen großen Schauplatz zu bestimmen schien? Sie sehnte sich fort aus den engen Verhältnissen der Vaterstadt, die ihr feuriges Temperament nur noch mit Ungeduld ertrug. Hier mußte sie apathisch werden, wie es Sabine war, die es ohne Widerspruch über sich ergehen ließ, daß sie mit dem Stadthauptmann von Adelsheim vermählt wurde, obgleich sie nicht die geringste Neigung für ihn empfand. Hier mußte sie zu einem solchen Fettklumpen von Gewöhnlichkeit und Willenlosigkeit werden, wie es Frau von Muslor war. Sie haßte diese beiden Wesen jetzt beinahe um der Zuneigung und Liebe willen, die ihr von ihnen erwiesen wurden. Es war eine Fessel.

„Da kommt der Vater und Herr Eberhard mit ihm,“ verkündete endlich Sabine und verließ das Zimmer, um für den Tischgast ein Bedeck auflegen zu lassen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Erasmus von Muslor aus der Rathssitzung einen Gast zu Tische mitbrachte. Die Speisestunde war die einzige Erholung des vielbeschäftigten Mannes. Seine Gäste mußten fürlieb nehmen; denn er war kein Feinschmecker und Schlemmer wie Stephan von Menzingen. Die beiden Bürgermeister kamen in keiner heiteren Stimmung vom Rathshaus. Die schmale hohe Stirn des Herrn Erasmus war bewölkt und Bitterkeit krümmte seine Lippen abwärts. Die scharfgeschnittenen Züge und stählernen Augen des Herrn Konrad hatten einen noch härteren Ausdruck als sonst und er milderte sich auch nicht wie sonst, wann er seine schöne Mündel begrüßte. Gabriele selbst verhielt sich kühler gegen ihn, seitdem es ihr mißlungen war, ihn zum Abstand von der Klage gegen Zeisolf von Rosenburg zu bewegen.

„Es hat wieder Verdruß gegeben?“ wagte Frau von Muslor ihren Gatten schüchtern zu fragen.

„Nun, Du magst es wissen, es ist kein Geheimniß,“ versetzte er, die Brauen zusammenziehend. „Der Neuzere Rath hat sich aufgelöst, und der Ausschuß tritt an seine Stelle.“

„Das wolle Gott nicht,“ rief die Hausfrau erschrocken.

„Gott vielleicht nicht, aber dieser Teufel von Menzingen hat es verlangt und dem Ausschuß eingeblasen,“ mischte Konrad Eberhard: „Wenn in dem Neuzeren Rath Männer sähen! — Der Innere Rath sollte ihn seiner Verpflichtungen entbinden, hat er flehentlich.“

„Und der Innere Rath hat nachgegeben?“ fragte Gabriele, indem sich ihre wollüstigen Lippen verächtlich kräuselten.

Der Vormund warf ihr einen unwilligen Blick zu und sprach mit nachdrücklicher Betonung:

„Von der Gemeinde und ihrem Ausschuß in der Stadt versperrt, gefangen, schwerlich und hoch bedrängt, mußte der Innere Rath wohl, wenn auch mit bestimmtem, traurigem Gemüthe, thun, was die Gemeinde wollte, gleichviel, ob es gut oder böse war, ob es wohl oder übel gerieth.“

„Und so werden wir denn,“ fügte der Hausherr hinzu, der inzwischen jedem am Tische vorgelegt hatte, „das Vergnügen haben, Bäcker, Hafner, Metzler, Tuchseerer, Gerber demnächst als unsere liebwerthen Rathskollegen zu begrüßen. Nun, ich bin nur froh und Ihr werdet es auch sein, verehrter Freund, daß unsere Amtsdauer in vier Wochen abläuft.“

„Und es wird ein Gaudium sein, den ehrenfesten Ritter Stephan von Menzingen als Bürgermeister unserer guten Stadt zu sehen,“ äußerte Konrad Eberhard mit grimmigem Hohn.

„Aber es darf dahin nicht kommen,“ rief die schöne Gabriele mit flammendem Antlitz.

„Wohin es immer kommen mag, mein liebes Kind, es wird arg genug sein,“ antwortete Herr Erasmus mit einem Lächeln über ihren Eifer. „Wir können es nicht hindern. Der Schwäbische Bund ist nicht gerüstet und die Fürsten und freien Städte haben alle selbst vollauf mit ihren aufrührerischen Unterthanen zu thun, als daß sie uns helfen könnten. Wir werden alle darunter zu leiden haben, auch ihr Mädchen, und meine arme Sabine wird sich in den Ausschub ihres Glückes schicken müssen; das ist keine Zeit, um Hochzeit zu machen.“

„Armes Mädchen,“ seufzte Frau von Muslor und streichelte zärtlich den Rücken von ihrer Tochter Hand.

„O, ich kann warten,“ versetzte Sabine mit großer Gemüthsruhe, und Gabriele bemerkte sarkastisch: „Auf ein solches Glück kann man nie lang genug warten.“

„Du thust übel daran, zu spotten, schönes Fräulein,“ rügte der Vormund. „Der Aufruhr wird auch Deiner nicht schonen.“

„Spüre ich ihn denn nicht schon?“ erwiderte Gabriele spitz. „Verdank ich's ja ihm, daß die Dirne, die mich erstechen wollte, der Justiz eine lange Nase macht und die Handwerksknechte, die sie besretten, unbehelligt bleiben.“

„O, Gabriele, möchtest Du so dem eigentlichen Retter Deiner Ehre lohnen?“ fragte ihre Freundin vorwurfsvoll. „Denn das war doch der Luchergeselle, nicht der junge Goldschmied.“

„Und sein Vater sitzt im Ausschub. Vielleicht erlangst Du es von ihm, daß er den jungen Burschen, diesen Plebejer, der Deinen Dank damals verschmähte, uns, den Patriziern, zur Bestrafung für seinen Frevel ausliefert?“ So äußerte Herr Erasmus ironisch und fügte dann ernst hinzu: „Ist die Rechnung auch noch unbeglichen, so ist sie doch nicht zerrissen. Auch nicht die des Mädchens.“

„Sie ist eben verrückt,“ bemerkte Herr Konrad mit einem Achselzucken und Frau von Muslor meinte, daß man sie in diesem Falle nach Dettwang ins Narrenhaus thun müßte.

Gabriele schwieg zu dem allen. Ihr Stolz hatte nicht das Geständniß gelitten, daß Eifersucht das Motiv von Käthe's That gewesen. Unerträglich war es ihr, daß ein so tief unter ihr stehendes Geschöpf wie Hans Lantner die Augen zu ihr zu erheben gewagt hatte. Sie empfand seine Liebe wie einen Schimpf, die Erinnerung daran tauchte ihre Wangen in eine tiefe Bluth. Sie wollte sich emporheben wie ein Adler und alles zog sie in die Tiefe. Die Ungeduld, mit der sie innerlich an ihren Banden zerrte, flammte jetzt in den Worten auf: „O, wie das alles so halb ist! Ein Belauern hüben und drüben und keine ganze That!“

Frau von Muslor und ihre Tochter schauten sie betroffen an, Herr Erasmus strich sich lächelnd den Schnurrbart von den Lippen und sein Amtsgenosse setzte mit trockener Schärfe ein: „Unten im Tauberthal und in St. Jakob ist es ja schon zu Thaten gekommen. Mich will es fast bedünken, Du sähest es gern, wenn der Bundschuh Glauben, Wissen, Bildung, kurz die ganze Kultur, deren Segnungen wir uns erfreuen, in ein wüstes Chaos stampfte. Das wäre wohl eine That nach Deinem Sinn?“

„Aber das Chaos wird kommen, wenn nicht ein Mann der That aufsteht,“ rief Gabriele mit blühenden Augen, „ein Held, ein Ritter Georg oder ein Siegfried, wie er in den Volksbüchern steht, und den Drachen überwältigt und ihm das Haupt abschlägt.“

„Es geschehen heute keine Wunder mehr,“ versetzte der Vormund geringschätzig und der Hausherr scherzte: „Einen solchen Helden hätten wir ja gleich zur Hand, wenn es uns gleichgültig wäre, ob wir in der Pfanne oder am Spieß gebraten würden. Ich meine den Markgrafen Kasimir.“

Damit neigte er sich leicht gegen den Gast, der den dünnlippigen Mund zu einem unhörbaren grimmen Lachen in die Breite zog, warf sein Handtuchlein auf den Tisch und erhob sich.

Fast schien es, als ob der Wächter auf dem Rathshaus thurm nur auf das Ende der Mahlzeit gewartet hätte. Denn kaum war man vom Tische aufgestanden, so stieß er auf dem Steintränze droben mehrere Male rasch hintereinander in sein Horn. Dumpf und unheimlich, wie der Stier von Uri, heulten die Töne über die Stadt hin. Die beiden Männer rissen die

Fenster auf und blickten nach dem Thurne. Eine Feuersbrunst war nicht, wie sie befürchteten, in der Stadt ausgebrochen, denn es war droben keine Fahne ausgesteckt, wie es in solchen Unglücksfällen der Brauch war. Schon begannen in der Herrengasse die Leute aus den Häusern zu laufen. Herr Erasmus, der sie fragend anrief, erhielt nur verneinende Zeichen zur Antwort. Sie wußten nicht, welche Gefahr die Stadt bedrohte. „Ob der Lärmruf nicht den Wolf in der Fabel ankündigt?“ meinte der Hausherr, das Fenster schließend. „Nun, wir werden es ja gleich erfahren.“

„Den Markgrafen läßt der Menzingen nicht ein,“ bemerkte Konrad Eberhard. „Mußte doch dessen Bote vorgestern Abend außerhalb der Stadt nächtigen, nachdem er ihm am Thor des Markgrafen Schreiber abgenommen —“

— „Und ehe er es dem Rathe übergab, gelesen hatte,“ ergänzte der erste Bürgermeister. „Wir können einem solch strengen Zensor nur dankbar sein, überhebt er uns doch jeder Verantwortung, und Kasimir wird es verstehen, warum wir sein freundliches Angebot, zwischen Rath, Ausschuß und Bauern zu vermitteln, abgelehnt haben.“

Hier wurde von dem Diener der zweite Thurnwächter angemeldet; denn es hielten deren zwei abwechselnd Tag und Nacht droben die Wacht.

„Nun, was giebt's?“ wandte sich Herr Erasmus lebhaft zu dem Eintretenden.

„Euer Gnaden, die Bauern kommen,“ antwortete der Mann mit rauher Kehle. „Sie ziehen in großer Zahl von den Lindachseen her.“

Die Frauen erschrafen. Der Hausherr füllte einen Becher mit Wein, reichte ihn dem Boten und sprach: „Es ist gut, ich danke Euch.“

Herr Konrad suchte unterdessen Frau von Muslor und die Mädchen zu beruhigen. Es hätten sich an den Mauern von Rothenburg schon ganz andere als Bauernschädel eingekannt. Erasmus von Muslor machte sich zum Ausgehen bereit, und auch der zweite Bürgermeister steckte sich sein Schwert an, warf die Schabe über und griff zum Barett. Darüber sandte der oberste Stadthauptmann Albrecht von Adelsheim Botenschaft, daß er für alle Fälle auf dem Faulthurn zu finden sein werde. In dem geräumigen Hausflur des Erdgeschosses begegnete ihm der Stadtrichter Georg Hörner und vor dem Hausflur warteten vier Stadtmächte in voller Rüstung. Bewundert fragte der erste Bürgermeister, was es mit ihnen solle? „Als Euer Gestrungen Leibwache,“ erklärte Hörner. Das bureaukratisch-aristokratische Gesicht des Herrn Erasmus wurde dunkelroth. „Schicket die Leute fort,“ befahl er und fügte, den nächsten Weg nach dem Faulthurn einschlagend, gegen seinen Amtsgenossen bitter hinzu: „So weit ist es also schon gekommen, daß die Oberhäupter der Stadt in deren Gassen einer Säuhwehr bedürfen?“

„Nicht doch, es ist nur der Uebereifer des Rames,“ erwiderte der zweite Bürgermeister mit finsterner Miene.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die elektrische Stadtbahn in Berlin.

I.

Der Verkehr auf den Straßen Berlins hat in den letzten Jahren an den Konzentrationspunkten des hauptstädtischen Geschäftslebens und an den Kreuzungspunkten der bedeutendsten Verkehrsadern so große Steigerungen aufzuweisen, daß die bisher vorhandenen Mittel und Wege für die Bewältigung und Aufrechterhaltung des Verkehrs nicht mehr ausreichen. Die Verbreiterung wichtiger Verkehrswege und die Durchlegung neuer Straßen durch große Häuserviertel haben immer nur auf kurze Zeit Verkehrsverleiderungen gebracht. Dem Bedürfnis, möglichst schnell von einem Theile der Stadt entfernt liegende Stadtviertel zu erreichen, konnte schon vor Dezennien nicht mehr durch neue Belastungen der Straßen mit den Mitteln des Wagenverkehrs entsprochen werden; die Nothwendigkeit, schnelle Fahrverbindungen zu schaffen und, wenn möglich, noch den Straßenverkehr zu entlasten, führte zum Bau der Stadt- und Ringbahn und zu deren Ausbau.

Der Nothwendigkeit vermehrter Fahrgelegenheiten mußte sich manches Vorurtheil und der Widerstand wichtiger Faktoren fügen, selbst die Straße unter den Linden wurde schon vor Jahren nach jahrelangen hartnäckigen Kämpfen dem Verkehr in größerem Maße durch die Durchführung des Pferdebahn-Geläses erschlossen. Dem Bedürfnis nach schneller Beförderung verbannt die Einführung der elektrischen Straßenbahnen die Begründung der Bedenken und der kleinstädtischen Vorurtheile. Trotz all dieser Fortschritte wurden aber die Bedürfnisse des Verkehrslebens nicht befriedigt; die große Zahl der Unglücksfälle auf den Straßen zeigten zur genüge, daß neue Verkehrsmöglichkeiten

ohne Belastung des Straßenverkehrs geschaffen werden mußten. Für neue große Fahrgelegenheiten konnten daher nur Hochbahnen und Untergrundbahnen in Betracht kommen.

Als Betriebskraft bot die Elektrizität auch hier so große und bedeutende Vortheile, daß schon früher für neue Stadtbahnanlagen nur elektrischer Betrieb in Aussicht genommen war.

Das erste Projekt einer elektrischen Hochbahn in Berlin wurde bereits im Jahre 1879 von Werner von Siemens, nachdem während der damaligen Gewerbe-Ausstellung die Versuche mit der ersten elektrischen Bahn ziemlich gute Resultate geliefert hatten, den Behörden zur Genehmigung eingereicht.

Siemens plante eine elektrische Pfeilerbahn, welche den Bedding mit dem Velle-Alliance-Platz durch die Friedrichstraße verbinden sollte. An der Vordante beider Bürgersteige sollte eine Säulenreihe eiserner Wechsträger als Fahrbahn mit 1 Meter Spurweite ausgebildet werden. Die Hausbesitzer der Friedrichstraße befürchteten durch die Ausführung eines solchen Projektes wohl weniger eine Verunzierung des Straßenbildes, als vielmehr eine Entwerthung ihrer Grundstücke, und so wurde dem das Konzessionsgesuch der Firma Siemens u. Halske abgelehnt.

Das gleiche Schicksal hatte der Entwurf dieser Firma, der ein elektrisches Hochbahnetz, welches die Stationen der Berliner Fernbahnhöfe als Ringbahn verbinden und strahlenförmig von den Stationen der Stadtbahn zu den Stationen der Berliner Ringbahn führen sollte, vom Polizeipräsidenten genehmigt haben wollte. Die Polizei stellte der Firma anheim, die geplante Probestrecke einer elektrischen Hochbahn in der Gitschiner- oder in der Stalitzerstraße zur Ausführung zu bringen. Wenngleich diese Straßen ihrer großen Breite wegen für die Ausführung einer Hochbahn-Anlage sehr geeignet waren, so mußte doch damals mit Rücksicht auf den verhältnismäßig geringen Verkehr dieser Straßen von der Ausführung der Probestrecke Abstand genommen werden.

Mittlerweise war auch der Bau der elektrischen Straßenbahn von Lichterfelde nach dem dortigen Ankhalter Bahnhofe genehmigt worden, sodas diese Versuchsstrecke zur Ausführung gelangen konnte. Wenngleich diese Lichterfelder Bahn als Straßenbahn ausgeführt wurde, so sollten die Betriebsverhältnisse doch hauptsächlich von dem Gesichtspunkte betrachtet werden, daß man diese elektrische Bahn nach dem Wunsche Werner von Siemens nur als eine auf das Straßenniveau gesetzte Hochbahn auffassen sollte.

Im Jahre 1892 trat dann die Firma Siemens und Halske mit einem neuen Projekt an die Oeffentlichkeit. Die nun geplante elektrische Hochbahn sollte die Stadtbahnstation Warschauerstraße mit dem Zoologischen Garten verbinden und Abzweigungen nach dem Grunewald und nach Charlottenburg erhalten. Für diese Hochbahn waren in Aussicht genommen: die Stalitzerstraße bis zum Luisenstädtischen Kanal, das Elisabeth-Ufer vom Wasserthorbeden bis zum Landwehrkanal und dann dieser auf seinem rechten Ufer bis zur Alexandrinenstraße, von da ab das linke Ufer bis zur Lichtensteinbrücke; von hier ab sollte die Linie in westlicher Richtung abschwenken und gegenüber der Stadtbahnstation Zoologischer Garten ihren Abschluß finden. Bedenken mannigfacher Art wurden gegen diesen Plan geltend gemacht und führten dann zur Aufstellung einer neuen Linie für die Erbauung einer elektrischen Hochbahn.

Neue Hindernisse erwuchsen dem Unternehmen durch die Einwendungen zweier Kirchengemeinden, die eine Beeinträchtigung des ästhetischen Eindruckes der Kirchen und Störungen des Gottesdienstes durch das Geräusch des Eisenbahnbetriebes befürchteten. Der Einspruch des Gemeinde-Kirchenrathes der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, führte zu langwierigen Verhandlungen, dagegen wurden die Bedenken bezüglich der Lutherkirche am Dennewitzplatz dadurch beseitigt, daß man — soweit dieses im Interesse des Verkehrs möglich war — die Linie der Hochbahn in der Bülowstraße schon in erheblicher Entfernung vor der Kirche von der Mittelpromenade auf den nördlichen Bürgersteig hinüberzuverlegen ließ und der Firma Siemens u. Halske die Verpflanzung auferlegte, alle Einrichtungen zu einem möglichst geräumlichen Betriebe der Hochbahn zu treffen. Rummehr wurde (am 22. Mai 1893) die Herstellung einer elektrischen Hochbahn in Berlin von der Warschauerstraße über die Oberbaumbrücke durch die Stalitzer- und Gitschinerstraße, durch die Straße Halle'sches Ufer, durch die Ludenwalderstraße, über das Terrain des Potsdamer Bahnhofes bis zur Dennewitzstraße, über den Dennewitzplatz und durch die Bülowstraße bis zum Rollendorfsplatz mit zwei Abzweigungen nach dem Potsdamer Bahnhof genehmigt.

Bei der Konzessionsertheilung auf die Dauer von 90 Jahren schrieb die Polizei der obengenannten Unternehmerin vor, daß sie geeignete Vorkehrungen zum Schutze der Telegraphen- und Telephonleitungen der Postverwaltung zu treffen habe, daß der Viadukt über den Straßenkreuzungen mindestens 4,55 Meter lichte Höhe und undurchlässige Abdeckungen erhalten soll, daß die Wagen während der kalten Jahreszeit heizbar sein müssen, daß an keiner Stelle der Bahn die Fahrgeschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde überschritten werden darf, und daß sie eine Bürgschaftssumme von 50 000 M. zu hinterlegen habe. Diese Summe ist verfallen, wenn die Erbauerin nicht binnen zwei Jahren nach der Genehmigung der Einzelentwürfe die Bahn vollendet und dem Betriebe übergeben hat, wenn sie nicht spätestens 1 1/2 Jahr nach der Genehmigung vom 15. März 1896 die Einzelentwürfe einreicht, und wenn sie nach der Fertigstellung der Hochbahn den Betrieb derselben ohne Grund unterbricht.

Die Stadt Berlin genehmigte im Juni 1895 die Vermuthung der öffentlichen Straßenanlagen zc. für die Herstellung der Hochbahn; die Unternehmerin muß dafür vier Jahre nach der staatlichen Genehmigung jährlich an die Stadt eine Entschädigung zahlen, die sich nach der Höhe der Nothwehrmaßnahme der elektrischen Stadtbahn richtet; die Entschädigung muß aber mindestens 20 000 M. pro Jahr betragen. Weiter muß sich die Erbauerin verpflichten, die Züge nach beiden Fahrrichtungen von 5 1/2 Uhr früh in Zwischenräumen von höchstens 5 Minuten einander folgen zu lassen und zwar in den Monaten Mai bis Oktober bis 1/2 1 Uhr nachts und von November bis April nur bis 12 Uhr nachts. Nach 30 Jahren kann die Stadt die elektrische Hochbahn gegen Zahlung des wöchentlichen Betrages der Summe, die sich als durchschnittliches Einkommen der letzten 5 Geschäftsjahre ergibt, käuflich erwerben. Macht sie von diesem Rechte nicht Gebrauch, so kann sie von 10 zu 10 Jahren nach vorheriger Verständigung, die aber mindestens 2 Jahre vorher geschehen muß, die Bahnanlagen zu den erwähnten Bedingungen in ihren Besitz bringen. Nach Ablauf der Konzessionsdauer von 90 Jahren wird die Stadt Berlin ohne jede Entschädigung Eigenthümerin der elektrischen Stadtbahn.

Als Bürgschaft für die Erfüllung der Verpflichtungen gegen den Magistrat von Berlin hat die Erbauerin der Bahn eine Kaution von 50 000 M. zu hinterlegen.

Um die Herstellung der elektrischen Hochbahn zu sichern, war es noch nothwendig, der ausführenden Firma das Enteignungsrecht zu verleihen, damit sie die zum Bau der Bahn benötigten Grundstücke erwerben konnte, ohne die ganz außerordentlich hohen Preise, welche die Besitzer der in Frage kommenden Ländereien forderten, zahlen zu müssen, und damit sie auch das Grundeigentum kaufen konnte, deren Besitzer jede Verhandlung bezüglich der Veräußerung ihrer Grundstücke ablehnten.

Nachdem am 29. September das von Siemens u. Halske erichtete hölzerne Modell des Uebergangs über den Kurfürstendam, der in einer Entfernung von 70 Metern an der Gedächtniskirche vorbeiführt, von den verschiedenen Interessenten besichtigt war, gab auch endlich die Bauverwaltung dieser Kirche die Zustimmung zur Herstellung des Bahnviaductes an diesem Plage, stellte aber noch die Bedingung, daß das Eckhaus des Kurfürstendamms und der Lauenzenstraße neu mit einer dem Kirchengebäude entsprechenden Architektur zu erbauen sei.

Damit war die Fortsetzung der elektrischen Hochbahn vom Rollendorfsplatz bis zum Zoologischen Garten gesichert! —

P. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

— Auf der Themse. Wer die Themse nur in ihrer Schönheit sehen will, der muß sich hüten, die Reise durch das östliche London zu unternehmen, wenn man auch gerade auf dieser Strecke die imposantesten Eindrücke, soweit sich dieselben auf den englischen Handel beziehen, gewinnt. Der Schiffsverkehr ist hier ein ungemein reger; man sieht allerlei Schiffe, die aus den verschiedensten Theilen der Welt stammen. Große Dreimaster, Dampfboote, Frachtlähne, Segelschiffe jeglicher Art und Ruderboote. Einen besonders interessanten Anblick bietet die Fischerflotte, die sich zum größten Theil aus holländischen Heringsbooten zusammensetzt. Die Einrichtung dieser Boote ist in manchen Fällen sehr eigenartig. Da man seit den letzten Jahren große Mengen lebender Fische vom Kontinent einführt, die meist an die Einwohner des Ostendes verkauft werden, so sind diese Schiffe schwimmende Bassins, in denen die kaltblütigen Geschöpfe lustig herumschwimmen, um in einem Kochtopfe später ihr kurzes Leben in Gesellschaft von Zwiebeln und anderen Zuthaten abzuschließen. Es ist merkwürdig, wie viele Sorten von Fischen man in diesen schwimmenden Bassins zu sehen bekommt, Aale, Schleie, Barsche, Dorche, Karpfen, Hechte und seit einiger Zeit sogar Forellen. Die letzteren werden sogar in besonderen, mit Luftpumpen versehenen Behältern importirt und dann natürlich als englische verkauft, denn das Markenschutzgesetz erstreckt sich bis dato noch nicht auf diese Nahrung gebenden Bewohner der kühlen Fluthen. In den East India Docks sieht man die riesigen Auswandererschiffe vor Anker liegen. So geräumig, wie die Boote sind, so unkomfortabel sind sie auch. Das Hauptgewicht scheint man darauf gelegt zu haben, so viel Leute wie möglich hineinpacken zu können. Vom hygienischen Standpunkt aus sind die meisten zu verdammen. Die Auswanderer werden in diese Schiffe zusammengepfercht, und wenn sie frische Luft genießen wollen, so müssen sie schon auf das Deck steigen. Daher ist eine Reise auf einem solchen Schiffe alles andere, nur nicht angenehm. Da die meisten Passagiere jedoch den unteren Klassen angehören, so kümmert sich die sonst in Schiffssachen so fürsorgliche englische Regierung um diese Zustände nicht, und die Kompagnien verdienen viel Geld, ohne sehr sonderliches dafür zu leisten. Die Themse hat ihre eigene Strompolizei, deren Amt durchaus keine Sinekure ist und die häufig auch eigenthümliche Dinge zu verrichten hat, so z. B. das Auffischen und Suchen nach Ertrunkenen. In den letzten Jahren haben sich die Selbstmorde auf der Themse stark vermehrt. Daß die Polizei nicht nur die Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern auch nach Spitzbuben zu fahnden hat, ist selbstverständlich. In früheren Jahren geschahen auf der Themse die unglaublichsten Diebstähle und ein allein gelassenes Boot ist ebensovienig sicher auf dem Flusse wie ein allein gelassenes Fahrrad in den Londoner Straßen. (Hamb. Kor.)

— Liebe als Faktor der Entwicklung. So ist ein Artikel im „Monist“ betitelt, der gewissermaßen als eine Widerlegung der Huxley'schen Behauptung anzusehen ist, daß Liebe und Selbstlosigkeit im Widerspruch zu den kosmischen Gesetzen stehen. Der Verfasser des Artikels, Dr. Hutchinson, meint im Gegentheil, die Liebe sei ebenso ein ursprüngliches Element des Fortschrittes und der Entwicklung, wie sonst eine Naturkraft; er hält die Liebe und das Mitleid sogar für den mächtigsten Trieb, abgesehen vom Hunger, und für ebenso unzerstörlich vom menschlichen und thierischen Dasein. Die erste Form der Bethätigung ist natürlich der Geschlechtstrieb, und dieser hat unmittelbar die höhere, reinere Form der Liebe, die Elternliebe, im Gefolge. Nächst der Anfänglichkeit an die eigene Brut entwickelt sich überdies durch die Vermehrung der Gattung auch ein gewisser Altruismus, eine Art erweitertes Familiengefühl, das sich von den nächsten Angehörigen auf die Wesen gleicher Art bei den Thieren, gleichen Stammes bei den Menschen erstreckt. Je stärker diese Nächstenliebe, dieser Gemeinfinn ist, desto rascher gelangt die betreffende Gruppe auf eine höhere Stufe der Zivilisation. Wo z. B. der Werth des Individuums und sein Wohl und Wehe hoch angeschlagen werden, da entwickelt sich die Heilkunde, die, wie sich in der Kulturgeschichte deutlich nachweisen läßt, allüberall der Ausgangspunkt für die Naturwissenschaften war. Fehlt dagegen der Antrieb der Nächstenliebe und hat das Leben des Individuums wenig Bedeutung, so verharren die Stämme auf der primitiven Stufe der Wilden und bleiben kraftlos und unkultivirt, trotz der relativen Intelligenz und Tüchtigkeit des einzelnen Individuums. —

Kunst.

— Nusiler-Silhouetten. Seit Paul Konevka sein Leben beschloß, also seit mehr als einem Vierteljahrhundert, ist auf dem Gebiete der feinen Kunst, in Schattenriffen zu porträtiren und zu charakterisiren, nichts geleistet worden, was allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte. Die einst so viel betriebene Fertigkeit brachten nur vereinzelt fahrende Künstler noch in Erinnerung, wenn sie mit Scheere und schwarzem Papier in den Restaurants herumzogen und gegen geringes Entgelt die Profile der Gäste mehr oder minder getreu aus schnitten. — Die Kunst des Silhouettirens schien verschollen. Seit einigen Jahren jedoch ist sie von dem in der Steiermark lebenden Otto Böhler wieder aufgenommen und zu einer bemerkenswerthen Vollenbung gebracht worden. Gegenwärtig ist, wie wir einem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ entnehmen, eine Reihe von Originalen der Böhler'schen Schattenriffe in einer Frankfurter Ausstellung zu sehen, zum theil große, figurenreiche Kompositionen auf meterbreiten Kartons, auf denen man Duzende von porträtirenden Profilen, alle mit der Scheere geschnitten und aufgestellt, erblicken kann. Ein solches großes Blatt stellt z. B. den ersten Akt der „Götterdämmerung“ in der Wiener Hofoper dar. Eine andere Tafel zeigt das erste Auftreten des jungen Geigenvirtuosen Huberman, wiederum mit zahlreichen bekannten Porträtköpfen im Auditorium; dann fesselt wieder eine Serie prächtiger Kapellmeisterstudien. Sehr bemerkenswerth ist auch die technische Herstellung dieser Bilder. Böhler begnügt sich nicht damit, nur die Porträts mit der Scheere auszuschnitten; er betreibt die Ausschneidekunst mit voller Konsequenz und schneidet auch das Nebenmäßliche, das zur Lokalität Gehörige gewissenhaft aus, wobei er sich verschiedenartig getönter Papiere bedient und nur selten mit Stift, Pinsel und solchen Werkzeugen nachhilft. Das mag in gewissen Fällen nur als Spielerei erscheinen; auf einigen Kartons springt aus dieser originellen Technik mehr heraus: eine Wirkung, die an die Kunstübung ganz moderner Maler erinnert. So giebt Böhler z. B. einem ganz vorzüglich profilirten Liszt-Kopfe einen stimmungsvollen Hintergrund durch mehrere übereinandergelegte verschiedenfarbige Ausschnitte von Verzügen und durch einen auf nachthimmelblauen Grund gelegten Mondauschnitt. Die schwarze Silhouette des Meisters ragt über diesen Hintergrund empor wie der Kopf der ägyptischen Sphinx in die umgebende monderhellte Landschaft. Ähnlich verhält es sich mit einem Beethoven, dessen Schattenriff auf dem Hintergrund einer Landschaft erscheint, in der es stürmisch weht. Baumwipfel neigen sich im Wind; Gewitterwolken ballen sich; Vögel schießen über die erhellten Partien des Grundes. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber Seebögel als Sturmwarner hat Walter Sachs auf verschiedenen Seereisen eine Reihe von Beobachtungen gemacht, deren Ergebnisse er soeben in den „Ornithologischen Monatsberichten“ veröffentlicht. In erster Linie ist allerdings das Barometer der Wetterprophet des Seemanns, indes Beobachtung und Erfahrung haben ihn auch Erscheinungen in der Natur als gute Wetterverkünder kennen gelehrt. Neben der Wolkenbildung, neben den Eigenheiten der See sind es namentlich die geflügelten Bewohner der Luft, die dem Seemann wichtige und werthvolle Vorzeichen eines herannahenden Unwetters geben. Die Vögel sind die Wetterpropheten der Hochsee, namentlich die Albatrosse, die Kaptauben, die Sturmvögel, die im Gefieder unserer Schwalben nicht unähnlich sind. Diese Sturmvögel, schwache zierliche Thiere, erscheinen Tausende von Meilen vom Land entfernt plötzlich beim segelnden Schiffe, und ebenso schnell wieder zu verschwinden. Wagen sich sonst scheue Seebögel an ein Schiff heran, so bedeutet das schlechtes Wetter. Heißhungrig bemächtigen sie sich jedes über Bord geworfenen Gegenstandes; eine auffallende Erregtheit scheint unter ihnen zu herrschen und sie in fieberhafter Thätigkeit zu erhalten. Während die-

selben Vogel unter gewöhnlichen Umständen sorglos spielend in weiten Umkreisen das Schiff umflogen und oft im Kielwasser längere Zeit zurückblieben, hatten sie jetzt ihr Verhalten auffällig geändert: sie suchten in wilder Hast dicht über der Wasseroberfläche hinreichend so viel Nahrung wie möglich im Voraus zu sammeln und waren dabei wenig wählerisch. Selbst dem Laien würde sich der Eindruck aufdrängen, daß die Vögel jetzt etwas Besonderliches in ihrem Gebahren haben — die Thiere wissen, daß irgend ein Unwetter im Anzuge ist, welches sie vielleicht mehrere Tage verhindert, ihre gewohnte Futtermenge zu finden. Weder Barometer noch Wolkenbildung zeigt irgend welche Veränderung an, aber trotzdem bewahrheitet sich bei solchem Verhalten der Vögel das Seemanns Sprichwort: Die Vögel schießen dicht über das Wasser hin; sie haben Wind im Kopfe. In solchen Fällen steigert sich die Eier nach Futter so sehr, daß sogar die schneuesten Arten dicht an das Schiff herankommen. Selbst die kleinen Sturmvögel stellen ihr rastloses Spielen ein und suchen in eifrigen Hin- und Herirren die Meeresfläche ab. Der Trieb der Thiere, der sie veranlaßt, bei Zeiten, so lange die Gelegenheit noch günstig ist, ihren Hunger zu stillen, um auf einen Sturm vorbereitet zu sein, ist dem Seemann eine nicht zu unterschätzende Sturmwarnung. Bewegten sich aber die Seevögel auffallend hoch in der Luft, dann bleibt es gutes Wetter. In Meeresgegenden, wo Eisberge umhertreiben, warnen die Anwesenheit gewisser Vögel den Seemann, vor den Eisbergen auf der Hut zu sein. Größere Eisberge werden nämlich von Schaaren von Eisvögeln begleitet, die sich von den Meeresthieren nähren, die mit eingefroren waren und durch das Aufthauen frei werden. Manches Schiff haben, wenn im dichtesten Nebel keine hundert Meter voraus zu sehen war, herumfliegende Eisvögel vor einem Zusammenstoß mit einem Eisberg bewahrt. —

Aus dem Thierreiche.

t. Ueber das Licht des Glühwürmchens, das den Naturforschern schon manches Räthsel aufgegeben hat, kommt wieder eine Nachricht, und zwar von seiten des bekannten amerikanischen Physikers Langley. Dieser hat nämlich festgestellt, daß das Glühen am Unterleibe des Johanniswürmchens, das mit einer ausgesonderten Flüssigkeit in Verbindung steht, eine Erscheinung ist, die gar nicht als eine Lebensfunktion zu betrachten ist. Das Licht leuchtet auch noch nach dem Tode des Insekts, eine Thatsache, die merkwürdigerweise allen Beobachtern bisher entgangen zu sein scheint. Läßt man Sauerstoff auf dieses Flämmchen einwirken, so wird es stärker, während es in luftleerer Röhre und in Kohlenäure erlischt. Danach muß also der Glanz die Folge einer langsamen Verbrennung gewöhnlicher Art sein, die ebenso wie jede andere Flamme des Sauerstoffs der Luft zu ihrer Unterhaltung bedarf, und es scheint dem nichts im Wege zu stehen, daß ein entsprechendes Licht, nur in viel größerer Leuchtkraft, künstlich erzeugt werde. Das würde insofern von Bedeutung sein, als das Licht des Glühwürmchens außerordentlich wenig Wärme entwickelt, nur etwa den 400sten Theil der Wärme, die eine Gasflamme von gleicher Stärke erzeugen würde. Die Wärme des Lichtes eines Johanniswürmchens würde nicht im Stande sein, den Quecksilberfaden eines Thermometers auch nur um ein Millionstel Grad steigen zu machen. —

Technisches.

f. Neuere Richtungen im Pumpenbau. Das verbreitetste Pumpensystem ist die Kolbenpumpe mit Saug- und Druckventilen. Schon vor Jahrzehnten gab, wie auf vielen Gebieten des Maschinenbaues, auch hier das Bestreben nach raschem Gang, nach schneller Arbeit Anlaß zu wesentlichen Fortschritten. Dem modernen Ingenieur sind die alten Maschinen, deren Riesenorgane in majestätischer Ruhe 10—20 Umdrehungen in der Minute machten, eine „Schenswürdigkeit aus vergangener Zeit.“ Heute ist es gelungen, Pumpen zu bauen, die selbst bei 100 Umdrehungen in der Minute tadellos laufen, ohne daß die Ventile ihren Dienst versagen. Neue Aufgaben stellte auch hier, wie auf so vielen Gebieten der Industrie, die Anwendung des elektrischen Antriebes. Bisher setzte man die hohe Geschwindigkeit des Elektromotors durch Riemen, Seile oder Zahnräder auf die verhältnismäßig geringe der Pumpe herab. Umständlichkeit und großer Raumbedarf der Anlage, vereint mit geringer Betriebssicherheit, besonders bei Zahnrädern, stellen die Anwendung eines solchen Betriebes für untertags in Bergwerken aufgestellte Wasserhaltungsmaschinen in Frage. Hier wäre elektrischer Antrieb vielfach sehr wünschenswert; denn schon jetzt geht man im Bergbau auf Teufen bis an 1000 Meter; da stellen sich aber dem bisher üblichen Antrieb durch direkt gekuppelte Dampfmaschinen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Neben den Kolbenpumpen sind seit alter Zeit, außer manchen anderen Systemen, besonders die sogenannten rotirenden Pumpen und die Zentrifugalpumpen bekannt, aber bei weitem nicht ebenso durchgebildet und oft angewandt. Erst durch den elektrischen Antrieb wurde die Aufmerksamkeit in bedeutenderem Maße auf sie gelenkt. Hierfür liegt ihr augenfälliger Vorzug darin, daß sie eine rasche Drehbewegung ausführen; sie können also direkt auf der Welle des Motors sitzen. Außer dem umständlichen und theuren Karbelbetrieb kommen hier aber noch die empfindlichen Ventile in Fortfall. Die rotirenden Pumpen

sind durch zwei von den Konstrukteuren sehr verschieden gestaltete Körper charakterisirt, die sich in einem luftdicht abgeschlossenen Gehäuse drehen; sie sind stets so geformt, daß das Wasser durch den Luftdruck in Hohlräume, die fortwährend zwischen den Körpern und dem Gehäuse entstehen, hineingepreßt und dann in die Druckleitung geschafft wird, während das Zurückfließen natürlich verhindert sein muß. Ausgedehnte Anwendung finden diese Pumpen nicht; abgesehen von anderem müssen zwei Wellen angetrieben werden. Das Charakteristische einer solchen Zentrifugalpumpe ist ein Rad, ähnlich dem einer Turbine mit Schaufeln versehen, auch in einem dicht abgeschlossenen Gehäuse rotirend. Die Schaufeln pressen und schleudern das Wasser stetig nach dem äußeren Umfang hin. Auf vielen Gebieten sind Kolbenpumpen allein verwendbar; vor allem für große Förderhöhen. Dagegen dürfte bei niedrigem Druck, d. h. geringer Förderhöhe, besonders in Verbindung mit elektrischem Antrieb, die Zentrifugalpumpe noch mehr Beachtung verdienen, als sie bisher gefunden hat. Dieser Pumpentyp wird oft ein geringer Wirkungsgrad, also große Energieverluste, zum Vorwurf gemacht. Dieser Uebelstand ließe sich aber bei sorgfältiger Durchbildung der Konstruktionstheile wohl zur Genüge beseitigen. —

Humoristisches.

— Die Hauptsach'. Metzgermeister: „So, da wär'n die fünftausend Mark fürs Fenster in un'rer neu'n Kirch' und gel'n's meine Bedingungen.“ — Pfarrer: „O, da soll es nicht fehlen, Herr Supperl, der Gegenstand des Gemäldes ist das Martyrium des Patrons der Metzger, unten Ihre Porträts als Medaillons, eine Gedenktafel und zwei Ehrenstühle in der Kirche!“ — Metzgermeister: „Ja, und was d' Hauptsach' is, d' Fleischlieferung für'n Pfarrhof!“ —

— Ein Feind der Halbheit. Braut: „Papa sagte heute, daß er die Hälfte unseres Unterhalts bestreiten werde.“ — Bräutigam: „Ja, und die andere Hälfte — wer bezahlt die?“ („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Ein neues Telegraphenlabel wird zwischen Deutschland und Schweden gelegt werden. Mit der Legung des neuen Kabels wird bereits im Herbst begangen. Die Kosten werden von Schweden und Deutschland gemeinschaftlich getragen. Mit dem bisherigen Kabel waren Fernsprecherjuche angeschlossen worden, die sehr zufriedenstellend ausfielen, und mit Rücksicht hierauf vermuthet das „Stockh. Dagbl.“, daß nach Legung des neuen Kabels vielleicht in kurzer Zeit eine direkte Fernsprechverbindung zwischen Stockholm und Berlin errichtet wird. —

— In Beuthen (O.-S.) versuchte ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden gelebt hatte und von dieser vor einigen Tagen verlassen war, seine vier kleinen Kinder durch Erstickn zu tödten. Er schraubte, als die Kinder schliefen, die Lampe stark in die Höhe und verließ die Wohnung. Durch den starken Geruch des Rauches wurden die Hausbewohner aufmerksam, und die Kinder, die zum theil schon ohne Besinnung waren, wurden gerettet. —

— In der Nähe des Küchwaldes bei Chemnitz beschäftigte Bahnarbeiter wurden von herabfallenden Erdschüden getroffen. Drei Mann erlitten leichte, einer schwere Verletzungen. —

— In Dieuze erschof sich am Montag, wie aus Augsburg gemeldet wird, der Kommandeur der 5. bayerischen Kavallerie-Brigade, der General-Major Frhr. v. Pechmann. —

— Ein fünfzehnjähriger Junge in Siedlingen im Maingau erhängte sich auf dem Speicher des elterlichen Hauses, weil ihm von seinem Vater ein nach seiner Ansicht unzureichendes Taschengeld verabsolgt worden war. —

— In den letzten Tagen sind in Sinj und Trilj täglich theils leichte, theils stärkere Erdstöße verspürt worden. —

— Ein serbischer Militärflüchtling hat im Gefängniß von Ushiz zwei Gefangenewarten, die mit ihm in einer Zelle waren, um ihn zu überwachen, mit deren eigenen Waffen im Schlafe getödtet. Er entfloß, um sich einer Haidulenbande anzuschließen. —

— Eine internationale Gartenbau-Ausstellung soll im Mai 1899 in Petersburg stattfinden. —

c. s. Die Beamten des Provinzial-Landtages von Tarra-gona wollen, wie ein Madrider Blatt mittheilt, den Landtags-Präsidenten um die Erlaubniß bitten, in ihren Schreibstuden Tafeln mit der Aufschrift: „Hier werden Almojen angenommen!“ anbringen zu dürfen. Man schuldet ihnen bereits für neun Monate Gehalt! —

— Die Stadt Pugwash an der Northumberland-Strasse (Nord-Amerika) ist fast ganz durch Feuer zerstört worden. —